Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 119 (1951)

Heft: 40

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Kan., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich 13 Fr., halbjährlich 6 Fr. 70 (Postkonto VII 128). Postabonnemente 50 Rp. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Rp. — Erscheint am Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp. — Schluß der Inseratenannahme Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 4. Oktober 1951 — 119. Jahrgang • Nr. 40

Inhaltsverzeichnis: Botschaft Papst Pius' XII. an den 3. Schweizerischen Eucharistischen Kongreß — Das Geheimnis des Altares als Mittelpunkt der Seelsorge — «Vorbild für die Herde»: Bischof Anton Maria Gianelli (1789—1846) — Kennzeichen der Echtheit und Gesundheit katholischer Frömmigkeit — Dem Missionssonntag entgegen — Aus der Praxis, für die Praxis — Kirchenchronik — XVI. Kantonale Erziehungstagung in Luzern — Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

Botschaft Papst Pius' XII. an den 3. Schweizerischen Eucharistischen Kongreß

Bewegten und freudigen Herzens weilen wir zu dieser Stunde im Geiste und durch unser Wort, das die Ätherwellen zu euch hinüber tragen, unter euch, ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne und Töchter, in Einsiedeln, an der heiligen Stätte, an der unser Herr und Heiland seit vielen Jahrhunderten auf die Fürbitte seiner gebenedeiten Mutter Maria Wunder über Wunder der Gnade gewirkt hat. Wir weilen unter euch, die Ihr euch dort aus allen Gauen eurer Heimat, dieser Perle der Schöpfung, zusammengefunden habt, um in gewaltiger Kundgebung Jesus Christus, dem unter den eucharistischen Gestalten gegenwärtigen Gottmenschen, dem Herrn der Welt und dem überreichsten Erlöser des Menschengeschlechtes euren Glauben zu bezeugen und eure Anbetung darzubringen, um ihm zu danken, ihm eure Liebe zu erweisen und ihn eurer Treue bis in den Tod zu versichern.

Zum Abschluß eures Zusammenseins bittet Ihr Uns um den Apostolischen Segen, daß er eure Entschließungen besiegle und mit Gottes Kraft erfülle. Gerne willfahren Wir eurer Bitte. Unser Segen soll sein eine Bekräftigung eures Glaubens, eures Glaubens an die Wahrheit der heiligen Eucharistie, wie an alle Wahrheiten, welche die Offenbarung Gottes enthält und vollendet in Jesus Christus und zu unserem Heile umfaßt.

Geist und Sinn des katholischen Menschen sind weltoffen. Offen für alle Weiten und Schönheiten des natürlichen Wissens, Forschens und Kulturschaffens, aber ebenso offen für die Werte der Übernatur. Ja unvergleichlich inbrünstiger erschließt ihnen der katholische Mensch sein Herz, weil sie dem Menschen Erlösung von Schuld und Sühne bringen, weil sie ihn zum Kinde Gottes, zum Bruder und zur Schwester Jesu Christi machen, weil sie ihm Unterpfand sind der seligen Auferstehung und des ewigen Lebens und ihn stärken auf den steilen Pfad zu den goldenen Toren der himmlischen Heimat. In diesem Glauben, geliebte Söhne und Töchter, den Ihr mit der leidenschaftlichen Liebe zu Jesus Christus bekennt, wie alle treuen Kinder der Kirche von Anbeginn, soll nichts zu schwächen, nichts zu erschüttern vermögen. Dieser Glaube soll einer Quelle gleichen, deren lebendige Wasser in immer tieferm und immer vollerem Strom hinüberfließen zum ewigen Leben.

Unser Segen soll sein eine Bekräftigung eures Willens, den katholischen Glauben in die Tat umzusetzen. Der Katholik von heute kann diese Pflicht nicht ernst und heilig genug erfassen. Schaut auf die Christen der ersten Jahrhunderte! Durch ihr Leben nach dem Glauben konnten sie allmählich eine christliche Atmosphäre schaffen in einer Kultur, die in ihrer tiefsten Wurzel unchristlich war. Sie haben das menschlich gesprochen Unmögliche erreicht, daß selbst die diokletianische Verfolgung gegen die neue Religion nicht mehr aufkam. Eure Lage ist in jedem Fall in eurem Land leichter. Heute sind die Wurzeln eurer Kultur immer noch Restbestände einer gläubigen Vergangenheit, aber nicht mehr auf sehr lange Dauer, wenn Ihr sie mit Gottes Hilfe nicht schützt.

Und Ihr möget sie schützen in erster Linie durch euer eigenes Wollen und Tun bis zu den letzten Folgerungen, die der christliche Glaube als Lebensforderungen an euch stellt, bis zur Heiligung des Sonntags, bis zur Ehrlichkeit, zur sozialen Gerechtigkeit und christlichen Liebe in Handel und Wandel, bis zur Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit, bis zur Keuschheit in der vollkommenen Ehe nach Christi Gebot, bis zu den Weisungen des eigenen Gewissens und der Kirche zu Presse, Film und Schauspiel, bis zum lauteren Gehorsam, wenn Christus durch die kirchlichen Obern zu euch spricht. Ihr seid berufen, der Sache Jesu Christi im öffentlichen Leben zu Geltung und Sieg zu verhelfen. Eine große Aufgabe, die kein Zögern duldet, denn der Gegner wähnt sich stark, und die Lebensform, die er der Menschheit aufzwingen

würde, läge von der christlichen noch mehr ab als das Heidentum vergangener Zeiten. Sie wäre nicht nur unchristlich, sie wäre einfach unmenschlich. Der Erfolg eures Bemühens steht bei Gott. Aber eines ist sicher: Er wird euch nur beschieden sein, wenn euer eigenes Leben im Einklang steht mit eurem Glauben.

Von den Tabernakeln eurer Heiligtümer ergieße sich die alles vermögende Kraft des gottmenschlichen Erlösers über eure Oberhirten und Priester, daß sie ihrer Herde vorbildlich seien; über eure Familien, daß sie zu Heimstätten heiliger Gottesfurcht und unentweihter, froher Jugend und beglückender Liebe werden; über alle von euch, die in den führenden Berufen der guten Sache dienen können und dienen wollen; über alle eure Kranken und Leidgeprüften, daß sie ihr Kreuz, dem Heiland nachfolgend, tragen können; über euch alle, daß die Gnade Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes mit euch sei. Als Unterpfand dessen erteilen Wir euch aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

Das Geheimnis des Altares als Mittelpunkt der Seelsorge

Mit Recht ist schon in den Tagen vor dem Eucharistischen Kongreß in Einsiedeln darauf hingewiesen worden, daß eine solche Glaubenskundgebung nicht Selbstzweck sein darf, sondern zum Anlaß werden muß, das Geheimnis der Eucharistie noch wirksamer werden zu lassen, sowohl in der Seelsorge wie auch im religiösen Denken des katholischen Volkes. Das Altarssakrament in seiner vollen Entfaltung bedeutet Opfer, Gottesgemeinschaft, Gottesnähe. Diese drei Auswirkungen der Stiftung Jesu stehen zueinander in organischer Beziehung. Vom Opfer kann das Opfermahl, vom Opfermahl die reale Gegenwart Christi nicht getrennt werden. Alle drei Betrachtungsweisen des eucharistischen Mysteriums sind berechtigt. Keine darf die andern ausschließen. Erst so ist es möglich, die Gnadenwirkung des heiligsten aller Sakramente seelsorglich voll und ganz auszuschöpfen und unserm pastorellen Bemühen ein eucharistisches Gepräge zu geben, ohne dadurch der Verengung und Einseitigkeit zu verfallen.

I. Vom Wesen und Ziel des eucharistischen Opfers

Ausgangspunkt und Kern des eucharistischen Geheimnisses ist das Opfer Jesu. Die Einsetzungsworte weisen klar darauf hin. «Das hochheilige Opfer des Altars ist kein bloßes und einfaches Gedenken der Leiden und des Todes Jesu Christi, sondern eine wahre und eigentliche Opferhandlung, bei welcher der göttliche Hohepriester durch seine unblutige Hinopferung das tut, was er schon am Kreuze tat: er bringt sich selbst dem himmlischen Vater als wohlgefälligste Opfergabe dar» («Mediator Dei», Nr. 55). Christus hat «seiner geliebten Braut, der Kirche, ein sichtbares, einer Forderung der Menschennatur entsprechendes Opfer hinterlassen. Darin sollte das blutige, am Kreuze zu vollziehende Opfer dargestellt, sein Andenken bis zum Ende der Zeit bewahrt und uns eine heilbringende Kraft zur Vergebung der täglich von uns begangenen Sünden zugewendet werden. Seinen Leib und sein Blut brachte Jesus Gott dem Vater dar unter den Gestalten von Brot und Wein, reichte sie den Aposteln, die er damals zu Priestern des Neuen Bundes bestellte, unter denselben Zeichen zum Empfang und befahl ihnen und ihren Nachfolgern im Priestertum, dieses Opfer darzubringen.» In diesen lapidaren Sätzen faßt das Konzil von Trient (Sess. 22, cap. 1. D. 938) die Lehre der Kirche über den Opfercharakter der heiligen Eucharistie zusammen.

Bei der vom Geheimnis der Eucharistie her geformten Seelsorge geht es um ein dreifaches:

1. Das Bewußtsein, daß durch die Feier des eucharistischen Opfers das Opfer des Erlösers am Kreuz erneuert wird, muß im katholischen Volk immer wach bleiben.

Wenn durch die Transsubstantiatio Christus unter den Gestalten von Brot und Wein, welche die blutige Trennung des Leibes und Blutes versinnbilden, gegenwärtig wird, bringt er sich dem himmlischen Vater als reine und makellose Opfergabe dar, um ihn zu ehren und anzubeten, um ihm die geschuldete Danksagung zu erweisen, um für unsere Sünden Sühne und Genugtuung zu leisten und um durch sein Bittflehen uns alle Gnaden und Gaben des Leibes und der Seele zu erlangen. Diese vierfache Opferintention der Anbetung, der Danksagung, der Sühne und der Bitte sollte von allen Teilnehmern am heiligen Opfer bei jeder Opferfeier neu erweckt werden, damit sie unser Beten beseele und auf den tiefsten Sinn des heiligen Meßopfers hinlenke. Diese Intentionen begründen die wahre Mitfeier und die lebendige Anteilnahme des gläubigen Volkes am heiligen Opfer des Neuen Bundes. Die Teilnahme an der äußern Opferliturgie durch das Mitbeten der liturgischen Gebete ist wohl sehr förderlich und dringend zu empfehlen, aber sie ist, gemessen an der Wichtigkeit der eigentlichen Opferintention, sekundärer Natur.

2. Die göttliche Würde des heiligen Opfers wird den Gläubigen stets neu sichtbar gemacht, wenn wir alles tun, um die Feier des heiligen Opfers selbst aus dem Bereich des Profanen herauszuheben und sie zu umgeben mit dem Feiergewand der Ehrfurcht und Erhabenheit.

Die zahlreichen Vorschriften der Kirche, die sich mit der Zelebration der heiligen Messe befassen, dienen alle diesem Ziel. Unschöne und nachlässige Art der Zelebration, nervöse Eile bei den Opfergebeten und Zeremonien haben schon manchem Gläubigen die Ehrfurcht vor diesem erhabensten gottesdienstlichen Akt des Christentums geraubt. Auch die unsaubere und zerrissene liturgische Gewandung, die manchenorts wenigstens am Werktag Verwendung findet, ist der geforderten Ehrfurcht nicht dienlich. Gewiß wollen wir die Teilnahme am heiligen Opfer allen ermöglichen und erleichtern. Wir wagen aber daran zu zweifeln, daß manche Form der Zelebration im Freien bei einem allzu notdürftigen Altar und bei allzugroßen Zerstreuungen die ehrfürchtige Teilnahme am heiligen Opfer fördere. Wäre hier nicht eine größere Zurückhaltung, verbunden mit vermehrter Sorgfalt bei Zubereitung der Opferstätte am Platz? Trotz aller Privilegien für Ferienlager und Bergtouren bleibt die konse-

krierte Opferstätte in einem geheiligten Raum immer das Ideal. Nie darf die Feier des Christusopfers auf Bergesgipfeln nur ein Zierstück und Grund zu einer kleinen religiösen Sensation werden, deren sich dann die Presse bemächtigt. Je mehr wir uns auch hier von der Ehrfurcht leiten lassen, um so sicherer finden wir den rechten Weg.

3. In vielen Kirchen wird der erhebenden Gestaltung der feierlichen Opferliturgie alle Sorgfalt geschenkt.

An andern Orten beobachtet man, wie Priester und Ministranten ohne jede Kultur und Ehrfurcht zum Altar schreiten, nachlässig, zerstreut, ohne jene feierliche Gemessenheit und Sammlung, die dem höchsten Geschehen auf unsern Altären gebührt. Eine Gewissenserforschung über die Art und Weise der feierlichen Gottesdienstgestaltung wäre manchenorts sehr notwendig. Man hüte sich vor kitschigen Zugaben. Es ist lächerlich, wenn man die Ministranten als kleine Bischöfe, Kardinäle und den Zeremoniar als Miniaturpapst ausstaffiert und ihnen sogar noch den roten und weißen Pileolus aufs Haupt legt, der sonst nur den Trägern der höchsten Jurisdiktion zukommt. Diese Dinge müssen als kitschige Ausgestaltung der Liturgie verurteilt werden und sollten verschwinden. Es gibt jedoch heute eine derartige Fülle und Schönheit in der liturgischen Gewandung aller Grade der aktiven Teilnehmer an der Opferfeier, daß der um Schönheit und Kultur des Gottesdienstes besorgte Priester eine fast nur allzureiche Auswahl besitzt. Auch bei Neuanschaffungen wird er sich immer vor Augen halten, daß die liturgische Gewandung eher traditionsgebunden ist und sich immer unterscheiden muß vom Stil der Gewänder, die man auf der Theaterbühne verwendet.

In all jenen Kirchen, in denen man versteht, die erhöhte Feierlichkeit des Gottesdienstes ohne allzulange zeitliche Ausdehnung und ohne der Art der liturgischen Feier widersprechenden Zugaben zu gestalten, ist auch das gläubige Volk mit Freuden dabei und nährt dadurch seine Verbundenheit mit dem heiligen eucharistischen Opfer. Übersehen wir nicht: «Ein gewaltiger Assimilationsprozeß, der immer weitergreifen will, hat hier seinen Mittelpunkt und seinen glühenden Herd, der Prozeß der Angleichung oder doch der Anähnlichung vom Irdischen zum Himmlischen, vom sündigen Menschenleben zur heiligen Hingabe des Gottessohnes an den Willen des Vaters» (J. A. Jungmann in Missarum Sollemnia I, 1).

(Schluß folgt) Josef Meier

«Vorbild für die Herde» Bischof Anton Maria Gianelli (1789-1846)

Zu seiner Heiligsprechung am 21. Oktober 1951

Auf den 21. Oktober 1951 wurde die Heiligsprechung eines Bischofs, eines Ordensspriesters und eines Ordensbruders festgesetzt. Nord- und Süditalien sowie die Insel Sardinien sind damit vertreten; denn der selige Anton Maria Gianelli war Bischof von Bobbio, der Barnabitenpater Franz Xaver Bianchi war Neapolitaner, und der Kapuzinerbruder Ignaz von Laconi hat sein ganzes Leben auf der Insel Sardinien verbracht.

Der selige Anton Gianelli war als Priester und als Bischof ein wahres «Vorbild für die Herde», wie es der hl. Petrus in seinem ersten Briefe (5, 3) empfiehlt. Seine Wiege stand in einem armen Häuschen in Cereta, das zur Gemeinde Carro in Ligurien gehörte. Er wurde geboren am Osterfest 1789, das in jenem Jahre auf den 12. April fiel. Der Heilige selbst sagte später in seiner Demut zu einigen vertrauten Priestern, seine Mutter habe ihn an Geistesschärfe, sein Vater ihn an Nächstenliebe übertroffen. Jedenfalls ist der Sohn dem schönen Beispiel seiner guten Eltern treulich gefolgt. Die Mutter unterrichtete die Kinder des Dorfes in der christlichen Lehre, und von ihr lernte auch der kleine Anton sie so gut, daß er selbst zum Lehrer seiner Kameraden wurde. Trotz ihrer Armut waren die Eltern damit einverstanden, daß der begabte Knabe von zwei Priestern in der Nachbarschaft Unterricht bekam. Dazu mußte aber Anton täglich 12 Kilometer zu Fuß zurücklegen, nur mit einem Stück Brot in der Tasche. Unterwegs lernte er und sammelte gewöhnlich im Walde auch etwas Holz, um es nach Hause zu tragen und sich so ein wenig nützlich zu erweisen. Später ging er in die Schule des Propstes Ricci in dem nahen Castello. Dort bezeugte einer seiner Lehrer von ihm: «Er war der Erste im Lernen und vor allem im vorbildlichen Verhalten und im religiösen Leben. Seine Bescheidenheit, seine Aufrichtigkeit und Einfachheit, sein untadeliges Benehmen und seine große Frömmigkeit erbauten alle in Castello.» Auch auf die wohlhabende Witwe Rebisso, die in den Sommermonaten nach Carro kam, machte der junge Gianelli einen so guten Eindruck, daß sie sich erbot, ihn in Genua, wo sie wohnte, studieren zu lassen. Sie hat es nie bereut, denn der Student gab niemals Anlaß zu Verdruß und zeigte sich auch als Priester noch dankbar gegen seine «große Wohltäterin und zweite Mutter». Im Jahre 1809 wurde der Neunzehnjährige zum Militärdienst unter Napoleon aufgerufen, konnte aber im letzten Augenblick jemanden finden, der, um entsprechendes Entgelt, an seiner Stelle Soldat wurde. So konnte Gianelli seine Studien im Seminar beginnen. Der Erzbischof von Genua, Kardinal Spinola, schätzte ihn bald so sehr, daß er ihn schon als Philosophen, noch vor Beginn der theologischen Studien, zum Subdiakon weihen ließ und ihm zugleich die Erlaubnis zum Predigen gab, wovon er auch Gebrauch machte. Mit knapp 23 Jahren, also mit päpstlicher Dispens vom vorgeschriebenen Alter, wurde Anton Maria Gianelli am 23. Mai 1812 zum Priester geweiht. Im folgenden Jahre schickte ihn der Kardinal schon in die Seelsorge, nämlich zur Unterstützung des kranken Pfarrers Franz Massola in Genua, der bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu dem Jesuitenorden angehört hatte. Gianelli stand zwar damals erst im zweiten Jahre der Theologie, aber der Bischof war sicher, daß der eifrige Priester auch inmitten der Arbeit seine Studien noch vollenden und vervollkommnen werde. Tatsächlich genügte dem Eifer des jungen Vikars die Arbeit in der Pfarrei nicht, und er schloß sich einer Vereinigung von Priestern an, die bei Gelegenheit in der Umgegend von Genua Missionen und Exerzitien hielten. Im Jahre 1825 wurde Gianelli der Obere dieser Gruppe. Die Missionspredigten blieben immer seine liebste Arbeit, bei der er sich auch zu erholen glaubte, selbst als er von 1815 an zehn Jahre hindurch im Lehrfach tätig sein mußte. Zuerst wurde er nämlich in das vom hl. Joseph Calasanz gegründete Kolleg in Carcare (in der Diözese Acqui) berufen, aber schon nach einem Jahre wollte ihn der Kardinal als Lehrer der Rhetorik in seinem Seminare in Genua haben. Er war nicht bloß ein guter Professor, sondern auch ein

vortrefflicher Erzieher; denn, so bemerkt ein Biograph, seine Vorlesungen waren auch eine «fortgesetzte sittliche Unterweisung» und «der Umgang mit ihm bedeutete das Eintreten in eine Atmosphäre, die vom Hauche Jesu Christi durchtränkt war». Der neue Erzbischof und spätere Kardinal Luigi Lambruschini beauftragte den Professor Gianelli auch mit einer gewissen Reform des inneren Geistes im Seminare, indem er ihn zum Direktor der Disziplin ernannte, doch infolge des Widerstandes einiger Kollegen bat Gianelli selbst, von diesem Amt wieder enthoben zu werden. Immer aber blieb die Grundwahrheit, die er mit allem Nachdruck einschärfte, die des Evangeliums, wie er sie z. B. in einem Briefe hervorhob: «Sich selbst verleugnen, das ist der erste Schritt, den der Herr selbst angegeben hat. Mit anderen Worten: Ihr müßt immer das Gegenteil von dem tun, was Eure falsche Eigenliebe Euch eingibt. Versteht Ihr diese Sprache?» Kein Wunder, daß manchen diese Rede hart vorkam. Vorübergehend freilich wäre Gianelli, wie er selber klagte, beinahe unter dem Scheine der Sittenstrenge doch einer irrigen, jansenistischen Richtung zum Opfer gefallen. Rechtzeitig durchschaute er aber noch die Gefahr und hielt sich von da an mit um so größerem Eifer an die Lehre des hl. Alphons von Liguori, nach dem er später auch eine von ihm gegründete Kongregation benennen wollte.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für den sel. Gianelli, als er im Jahre 1826 zum Erzpriester von Chiavari, der späteren Bischofsstadt, ernannt wurde. Auch hier konnte man von ihm sagen, daß er «keinen Augenblick Zeit hatte für seine eigene Erholung, weil er sie ganz Christus dem Herrn in der Sorge für die von Ihm erlösten Seelen weihte». Seine Erholungen waren auch in der Zeit, als er Stadtpfarrer war, die arbeitsreichen Missionen an anderen Orten. Seine Freunde nannten ihn denn auch wegen seiner ständigen Abtötung und großen Arbeitskraft den «eisernen Heiligen». Als bevollmächtigter Vikar des Erzbischofs für jenen Teil der Diözese wandte er auch dem Seminar in Chiavari besondere Sorge zu. Unter den nach Vollkommenheit strebenden Seelen wählte er im Jahre 1829 zwölf aus und gründete mit ihnen die Kongregation der Töchter Mariens, die nach dem Heiligtum der «Madonna dell'Orto» in Chiavari genannt wurden, im Volke aber bis heute noch die «Gianelline» — nach ihrem Gründer Gianelli — heißen. «Mitarbeiter im Guten gibt es nie zu viele», pflegte Gianelli zu erwidern, wenn man ihn fragte, warum er zu den schon bestehenden Kongregationen noch eine neue hinzufüge. Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß ein solcher Eifer für das Gute auch den Widerstreit des Bösen weckte. Abgesehen von den gewöhnlichen Schwierigkeiten der Seelsorge und einer gewissen «Kirchturmpolitik» selbst unter «Brüdern», wurde Gianelli auch in schmählichster Weise verleumdet. Er aber trug es geduldig und überließ die Sorge für die eigene Ehre dem Herrn: «Laßt sie reden», sagte er zu einem priesterlichen Freunde; «mir tut die Beleidigung Gottes und das Ärgernis im Volke leid, aber was mich betrifft, liegt mir wenig daran. Wenn ich nur unschuldig bin vor Gott, was bedeutet es dann, wenn ich vor den Menschen als Schuldiger erscheine?» Ohne an die Verleumdungen zu glauben, ließ der Erzbischof von Genua eine Untersuchung anstellen, die dann auch vor den Menschen die Unschuld des Seligen an den Tag brachte. — Im Jahre 1835 brach in Italien und besonders in Ligurien die Cholera aus, an der z. B. am 20. August in Genua mehr als 300 Personen starben. Die Genovesen flohen aus der Stadt und trugen das Entsetzen und die Panik in die Umgegend, auch nach Chiavari. Der Erzpriester Gianelli schien der einzige zu sein, der ruhig und sicher blieb, weil er sich ganz in Gottes Hand begeben hatte. Am 25. August veranstaltete er, ähnlich wie einst der hl. Karl Borromäus in Mailand, eine Bußprozession mit einem altverehrten Kruzifix und dem Bild der «Madonna dell'Orto». Er ermahnte das Volk zur Abkehr von der Sünde, die ja Ursache der Strafen Gottes ist, und er bot sich schließlich selbst als Opfer an, indem er vor dem Kreuze niederkniete und mit ausgebreiteten Armen und bewegter Stimme betete: «O Gott, schlage den Hirten, aber schone die Herde!» Da erschienen unerwartet Scharen von Schwalben, die seit einigen Tagen ganz verschwunden waren, und flogen zwitschernd im Umkreis des Kruzifixes. Der Erzpriester aber erhob sich und sagte: «Die Gnade ist gewährt!» Der Dank und Jubel des Volkes war unbeschreiblich. Ähnliches wiederholte sich, als in den Sommermonaten der Jahre 1836 und 1837 die Cholera in der Umgebung nochmals auftrat. Es starben in Chiavari wohl einige Flüchtlinge aus anderen Orten, aber keiner von den Bürgern der Stadt. König Karl Albert kam nachher nach Chiavari und überreichte zweien der von Gianelli gegründeten Schwestern die Ehrenmedaille für ihre Tätigkeit zur Zeit der Choleragefahr. — Gianelli selbst trug sich mit dem Gedanken, als Pfarrer abzudanken, um sich ganz den Missionen zu widmen; da überraschte ihn im Jahre 1837 ein Brief des königlichen Ministers, des Grafen Solaro, mit der Mitteilung, der König wolle ihn dem Heiligen Stuhle als Bischof von Bobbio vorschlagen. Vergebens erhob er Gegenvorstellungen; schließlich mußte er sich sagen, wie er einem Freunde schrieb: «Während ich andere anweise, zu gehorchen, geziemt es sich nicht, daß ich ungehorsam sei.» Papst Gregor XVI. und sein Staatssekretär, Kardinal Lambruschini, gaben mit Freuden die Ernennung des Erzpriesters von Chiavari zum Bischof von Bobbio, einer Nachbardiözese von Genua, bekannt. Bobbio, im sechsten Jahrhundert durch den hl. Kolumban, einen Benediktinermissionar aus Irland, gegründet, hatte in jener Zeit viel von seinem früheren christlichen Geist verloren. Bischof Gianelli machte sich mit seinem ganzen, brennenden Eifer an die Arbeit, auch als Bischof nicht anders, als er es in der Erzpfarrei von Chiavari getan hatte. Vor allem war ihm daran gelegen, im Seminar von Bobbio wieder den rechten, priesterlichen Geist zur Geltung zu bringen. Für die Priester seiner Diözese hielt er zwei Synoden ab, eine im Jahre 1841, die andere im Jahre 1844, während in den vorausgehenden 100 Jahren keine einzige stattgefunden hatte. Als man ihm den Bischofsstuhl von Novara anbot, lehnte er ab, weil er — nach seinen eigenen Worten — eine arme und mühsame Diözese (wie Bobbio) einer reichen und bequemeren (wie Novara) vorzog. — Im Jahre 1839 begab sich Bischof Gianelli nach Rom; der nächste Anlaß war die Heiligsprechung (zusammen mit vier anderen Seligen) des von ihm hochverehrten Alfons Maria Liguori, der Hauptgrund aber war der Besuch beim Papst. Es zeigte sich aber auch, daß er wiederum, wie schon früher, verleumdet und — wahrscheinlich von schlechten Priestern, denen die Strenge des Bischofs zuwider war — bei der Kongregation für Bischöfe und Ordensleute angeklagt worden war: er vertrete Lehren, die das Beichtgeheimnis verletzen. Durch das Zeugnis der Kardinäle Lambruschini und Tadini (des damaligen Erzbischofs von Genua, der sich zu gleicher Zeit wie Gianelli in Rom befand) wurde die Anklage glänzend widerlegt. Der Selige beschäftigte sich in Rom dann auch mit der Gründung der «Oblaten des hl. A. von Liguori», die vor allem die Erziehung der Kleriker und die Leitung von Seminarien übernehmen sollten. Diese Kongregation hat ihn aber — ebenso

wie seine Vereinigung von Missionaren — nicht lange überlebt. Der Selige selbst mußte es noch erleben, daß eines der ersten Mitglieder der Kongregation diese wieder verließ und daß ein anderer, der sogar zum stellvertretenden Oberen gewählt worden war, zum Apostaten wurde. Christoph Bonavino, so hieß er, war tatsächlich außergewöhnlich begabt und fromm und daher von allen seinen Vorgesetzten sehr geschätzt. Er hatte aber doch nicht genug Demut, um seine Anlage zum Rigorismus und zu allzu großem Vertrauen auf sein eigenes Urteil zu mäßigen. So kam der bewährte Professor der Philosophie am Seminar in Bobbio von der Verurteilung der — wie ihm schien — «laxen» Moral des hl. Alphons und der Jesuiten schließlich zum Abfall vom Glauben und zur Verteidiung des Unglaubens. Unter dem Namen Ausonio Franchi war er dann als Professor an den staatlichen Universitäten angestellt und führte einen scharfen Kampf gegen die katholische Lehre, widerlegte aber dann nach einem längeren Schweigen sich selbst in einem im Jahre 1889 veröffentlichten Werke, söhnte sich mit der Kirche aus, konnte von 1893 an wieder die heilige Messe lesen und starb im Jahre 1895 eines sehr erbaulichen Todes. Anton Maria Gianelli war ihm längst schon in die Ewigkeit vorausgegangen, denn er starb schon am 7. Juni 1846, am Dreifaltigkeitsfest. Professor Bonavino hatte aber im Seligsprechungsprozeß Gelegenheit, folgendes Zeugnis über Bischof Gianelli abzugeben: «Sein ganzes Leben war, so kann man sagen, eine fortgesetzte und immerwährende Betätigung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu Gott und zum Nächsten. All seine Handlungen, all seine Worte, Gedanken und Affekte hatten nur einen Beweggrund und nur ein Ziel: die Ehre Gottes und das ewige Heil der Seelen. . . . Seine ‚Fehler' waren solche, wie sie die menschliche Klugheit im Leben der Heiligen zu entdecken meint, weil es ihr nicht gelingt, die Vollkommenheit der Tugenden der Heiligen zu erfassen oder zu verstehen (Er spricht von einer gewissen Strenge, von geringer Sorge für die eigene Gesundheit und vom Übermaß in der Arbeit) . . . Auch jener Rationalismus, der mich von Verneinung zu Verneinung und schließlich in den Abgrund des Unglaubens und des Abfalls gestürzt hat, konnte mich doch niemals an der Heiligkeit des Bischofs Gianelli zweifeln lassen. Sooft ich von ihm sprach, habe ich offen und unwandelbar bekannt: Er war ein Heiliger . . . Er machte auf mich jenen unauslöschlichen Eindruck, den nur das Leben der Heiligen machen kann . . . Und ich meine, daß jener Priester recht hatte, der mir nach Entgegennahme meiner Generalbeichte sagte: Ich müsse Gott danken für die Erinnerung an meinen heiligen Bischof, die ich bewahrte und die ihn bewog, sich zu meinem Fürsprecher zu machen und mir von Jesus und Maria die Gnade der Rückkehr zu jenem Glauben zu erbitten, der das Licht seines Geistes, die Flamme seines Herzens und das wahrste Leben seines ganzen Daseins gewesen war.»

Eine ungewöhnliche Bedeutung im asketischen Schrifttum hat das Dekret über die heroischen Tugenden des Dieners Gottes Anton Maria Gianelli bekommen, das unter Papst Benedikt XV. am Weißen Sonntag des Jahres 1920 verlesen wurde und von Kardinal Vico und dem damaligen Sekretär der Ritenkongregation und heutigen Kardinal Verde unterzeichnet ist. Dort wird gesagt, daß die großen Schwierigkeiten, die man machte, auf eine falsche Auffassung der heroischen Tugend zurückgehe. Diese ist nicht eine abstrakte Vollkommenheit, über die hinaus es nichts Vollkommeneres mehr in der Menschennatur gebe und die bei allen gleich sein müsse. Sie ist vielmehr die Vervollkommnung der konkreten Natur in den Verhältnissen, in die Gott sie hineinstellt und in den Aufgaben, die seine Vorsehung ihr zuweist. Es wird dabei auf das Wort Dantes hingewiesen: «Wenn doch die Menschheit recht bedenken wollte — das Fundament, das die Natur uns legte, so wäre sie bald auch gut, wie sie es sollte» (Paradies 8, 142). Wie der gleiche Himmelstau eine verschiedene Färbung annimmt in den verschiedenfarbigen Blumenkelchen, so bringt auch die Gnade Gottes im mystischen Garten der Kirche die Verschiedenheit der Heiligen hervor, je nach den gegebenen Verhältnissen, welche die gleiche göttliche Gnade vorfindet. Darum besteht der Heroismus der Tugenden auch nicht bloß in außergewöhnlichen Taten — die nicht vom menschlichen Willen, sondern von den Verhältnissen abhängen, wie etwa bei den Martyrern —, sondern die heroische Tugend oder die Heiligkeit besteht, wie Papst Benedikt XV. einmal sagte, «in der vollen Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen, die in einer ständigen und genauen Erfüllung der Pflichten des eigenen Standes zum Ausdruck kommt». Diese vollkommene und beharrliche Erfüllung aller Pflichten geht nämlich über die bloßen Kräfte der menschlichen Natur hinaus, die infolge der sich widerstrebenden Affekte und Leidenschaften unbeständig und wankend ist. — Anschließend an die Verlesung des Dekrets erklärte Benedikt XV. in seiner Ansprache: «Man könnte sagen — und man hat es tatsächlich gesagt —, daß Anton Maria Gianelli ‚nur das getan hat, was er tun sollte'. Aber gerade in dieser immerwährenden und beständigen Erfüllung seiner Pflicht muß man die Heroizität seiner Tugend sehen. Und wer auf die Umstände achtet, in denen seine Handlungen sich vollzogen, der wird leicht den heroischen Tugendgrad feststellen können». F. Bn.

Kennzeichen der Echtheit und Gesundheit katholischer Frömmigkeit

(Schluß)

3. Das Kriterium der psychologischen Korrektheit und Natürlichkeit

Dieses geht aus von der normalen Sprech- und Handlungsweise der Menschen einer bestimmten Zeit und Kultur. Was unter den normalen und geistig gesunden Menschen einer bestimmten Zeit und Kultur als gezwungen, geschraubt, unnatürlich empfunden und betrachtet wird, sollte auch den Frömmigkeitsübungen dieser Menschen fernbleiben, sich darin jedenfalls nicht breit machen. Unter irgendwie normalen und gesunden Verhältnissen bekommt nun jedes Kind die erziehende und sorgende Hand des Vaters und das liebende Herz der Mutter zu spüren, aber in unserem Sprach- und Kulturkreis kommt es keinem normalen Kind in den Sinn, statt den Vater dessen Hand, statt die Mutter deren Herz anzureden. Es wird wohl die Hand des Vaters küssen, an das Herz der Mutter appellieren, aber anreden wird es den Vater bzw. die Mutter. Von der Hand des Vaters und dem Herzen der Mutter redet es nur in der dritten Person und läßt sie für gewöhnlich nicht den Vater oder die Mutter vertreten. Nur in der Poesie oder in der gehobenen Sprache des Affektes oder eines Festanlasses findet man sich ohne Anstoß mit einer solchen Personifikation ab,

aber in der Prosa des Lebens und in der Umgangssprache des Alltags empfinden wir Germanen die direkte Anrede an einen Körperteil, an eine geistige Kraft oder Eigenschaft als befremdend und unnatürlich. In der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und zum unbefleckten Herzen Mariä jedoch, wie diese heute gang und gäbe ist, wird an die Gläubigen diese Zumutung gestellt.

Wohlverstanden, der Verfasser dieser Zeilen anerkennt voll und ganz die dogmatischen Gründe, die der Andacht zu den Herzen Jesu und Mariä zugrunde liegen, und er freut sich aufrichtig der herrlichen Früchte, die diese Andacht zeitigt. Was er aber beanstandet, ist die angedeutete Sprechweise, die in dem angegebenen Rahmen undeutsch bleibt und als ungewohnt empfunden wird, auch wenn sie in noch so vielen Ablaßgebetchen und Volksandachten uns entgegentritt. Die uns stammverwandten mittelalterlichen deutschen Mystiker und Mystikerinnen, die seit dem 13. Jahrhundert die Herz-Jesu-Andacht mit größtem Eifer gepflegt und verbreitet haben, haben, wie die von ihnen erhaltenen Gebete zeigen [1], eine andere Sprache geredet, die der unverbogenen Natur. Dementsprechend betete man zum Beispiel: Die Seele Christi heilige mich, der Leib Christi mache selig mich, das Blut Christi tränke mich usw., und nicht, wie wir es heute gewohnt sind: Seele Christi, heilige mich, usw. Dies ist aber auch die Redeweise in der offiziellen römischen Liturgie, sowohl in den Offizien und Meßformularen der Feste des Herzens Jesu und des Herzens Mariä als auch in den Weihegebeten, die die Päpste Leo XIII. (1899), Pius XI. (1929) und Pius XII. (1942) verfaßten und anordneten, auch in dem Friedensgebet, das Papst Benedikt XV. 1915 herausgab: In all den genannten Gebetsformularien wird immer nur die Person, nie das Herz angeredet; von diesem ist nur in der dritten Person und in den abhängigen Casus die Rede, und dazu wird das Herz nur eingeführt als Organ des Affektlebens, der Liebe insbesondere und der Güte; direkt angeredet wird es nur in den Hymnen des Officiums, die dem Reich der Poesie angehören, und wie bereits bemerkt, ist dagegen nichts einzuwenden. — Der in den Ablaßgebeten [2] und Volksandachten heute besonders zutage tretende Brauch, das Herz Jesu bzw. Mariä direkt anzurufen und anzureden, «Herz» zu sagen und damit die Person zu meinen, geht hauptsächlich auf eine französische Nonne und auf einen großen französischen Volksmissionar zurück, nämlich auf die heilige Marie Marguerite Alacoque (1647—90) aus dem Orden der Visitation, und auf den heiligen Jean Eudes (1601—80), die sich der Herr erwählte, um die Herz-Jesu-Andacht in Fluß zu bringen. Wenn diesen beiden und ihren ersten Gehilfen samt ihren Volksgenossen diese Rede- und Ausdrucksweise zusagte, so berührt das an sich uns Deutschsprechende nicht, braucht sich auf uns ebenso wenig abzufärben wie die Redeweise bei irgendeinem andern Volke und auf irgendeinem andern Gebiete des Lebens. Sie berührt uns aber, wenn man sie uns mundgerecht machen will, obschon wir sie als unserm Volkscharakter fremd empfinden. Das dürfte mit ein Grund sein, warum trotz dem Eifer, den viele Apostel dieser Andachten entfalten, sie bei unserer Männerwelt nicht stärker Anklang finden. Die Männerwelt der Gegenwart und unseres Volksschlages stößt sich wahrlich nicht daran, daß man von einem Körperteil (Antlitz, Herz), von einer körperlichen Wunde, einer Herzenseigenschaft oder Seelenkraft ausgeht und daran anknüpft; aber sie will zur Person selber vorstoßen, die diese Wunde erduldet hat, diese Kräfte und Eigenschaft besitzt und für uns betätigt; sie will einem persönlichen «Du» gegenüberstehen, auch in der Frömmigkeitsübung. Je mehr die Gebets- und Gesangstexte dieser Mentalität Rechnung tragen, um so leichter kann sich der nüchtern denkende und fühlende Gegenwartsmensch für diese Texte und deren Inhalt erwärmen, sie sich zu eigen machen.

In das gleiche Kapitel gehört auch jene Formel, die ein anderer großer französischer Volksmissionar, der heilige Louis Marie Grignion de Montfort (1673—1716), eingeführt hat. Dieser Apostel der vollkommenen Andacht zu Maria bezeichnete sich als «Sklave Mariä» (esclave de Marie). Der Verfasser dieser Zeilen kann sich leicht denken, daß der genannte große Marienverehrer in dieser Bezeichnung den sprechendsten Ausdruck für sein Verhältnis zu seiner himmlischen Herrin und Patronin gefunden zu haben in guten Treuen glauben mochte; er zweifelt auch nicht daran, daß der Diener Gottes damit für sich, für seine Zeit und seine Umgebung das Richtige traf und auf seine Zuhörer tiefsten Eindruck machte. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß dies auch für andere Zeiten und Verhältnisse zutreffe. Mag für diesen Gottesmann und seine Zeit- und Volksgenossen das Wort «esclave» ganz andere Gefühlsmomente ausgelöst haben als damals und dort, wo die Sklaverei eine soziale Einrichtung war, so haben seither die meisten Völker unter dem fürstlichen Absolutismus, unter dem Manchestertum und unter den totalitären Regierungssystemen so viel Sklaverei erlebt und durchgemacht, daß sie in dieser eher alles andere als etwas Erhebendes und Ehrenvolles zu erblicken vermögen. Dazu kommt, daß der mit der Kirche lebende Christ von der Freiheit der Kinder Gottes weiß; haben doch diese in der heiligen Taufe nicht *πνεῦμα δουλείας εἰς φόβον*, sondern das *πνεῦμα υἱοθεσίας* empfangen (Röm. 8, 15), so daß sie nicht mehr *δοῦλοι* (Sklaven!), sondern *υἱοί* (Söhne) sind (Gal. 4, 7) und sich als solche fühlen dürfen. Es steht uns nicht zu, mit dem Apostel der vollkommenen Andacht zu Maria darüber zu rechten, daß er sein Verhältnis zu seiner himmlischen Herrin in dieser Weise auszudrücken für gut fand; aber auf Grund der eben angeführten Schriftstellen, die sich noch leicht vermehren ließen, halten wir dafür, daß das auf der Kindesannahme beruhende Verhältnis intimer und nicht minder vertraulich und vertrauenerweckender ist als das Verhältnis eines Sklaven zu seiner Herrin. Diese Ausführungen wollen aber weniger eine Polemik sein, als die Notwendigkeit betonen, auch in den Frömmigkeitsübungen eine psychologisch korrekte Ausdrucksweise zu gebrauchen, dadurch sollen nüchtern denkenden und normal fühlenden Christen nicht unnötig innere Schwierigkeiten bereitet werden.

[1] s. C. Richstaetter, SJ.: Die Herz-Jesu-Verehrung im deutschen Mittelalter (2. Aufl., 1924); ders.: Deutsche Herz-Jesu-Gebete aus mittelhoch- und mittelniederdeutschen Handschriften (5. Aufl., 1930). — Die Anrede an das Herz Jesu bzw. an das Herz Mariä kommt darin gelegentlich vor, bleibt aber die Ausnahme.

[2] Da es sich durchwegs um Privatgebete und um Anmutungen handelt, die der kirchlichen Behörde vorgelegt werden, damit sie einen Ablaß darauf lege, so hat sich diese in erster Linie mit deren dogmatischen Richtigkeit und wohl nur selten mit dem sprachlichen Ausdruck zu befassen. Das gilt auch von der heute gebräuchlichen und approbierten Herz-Jesu-Litanei, die, im 18. Jahrhundert in Südfrankreich entstanden, als erste und einzige eine lokale Genehmigung durch den Heiligen Stuhl erhielt, nämlich für das Erzbistum Marseille. Als Leo XIII. 1899 die Weihe der ganzen Welt an das heiligste Herz Jesu anordnete, wurde diese Litanei wegen ihres Prioritätsanspruches für die ganze Kirche genehmigt. Übrigens wiesen auch die andern damals gebrauchten Herz-Jesu-Litaneien dieselbe Form auf, und diese Form hat für sich den Vorzug der Kürze im sprachlichen Ausdrucke.

4. Das Kriterium der Orientierung an der kirchlichen Liturgie

Im Zeitalter der liturgischen Bewegung und Erneuerung möchten nicht wenige Freunde der Liturgie auch in den Händen der Laien am liebsten nur das Missale und das Brevier als Gebetbücher sehen, weil sie die andern Frömmigkeitsformen als zu subjektiv und darum als minderwertig betrachten. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Auffassung weder den so verschiedenartigen Anlagen, Bedürfnissen und Bildungsgraden der Beter Rechnung trägt, noch auf das Rücksicht nimmt, was seit alters in der Kirche Heimatrecht hatte. Darum lehnte Papst Pius XII. in seinem Rundschreiben «Mediator Dei et hominum» in unmißverständlicher Form derartige Auffassungen ab und erkannte auch andern überlieferten, mehr subjektiv gestalteten Andachtsformen ihr volles Lebensrecht zu. Aber richtig ist schon, daß die kirchliche Liturgie sowohl für die Privat- wie für die Volksandacht eine Art Vorbild und Richtschnur ist bzw. sein sollte, und zwar unter mehr denn einer Hinsicht.

Die kirchliche Liturgie weist sowohl in der Meßfeier wie im kanonischen Stundengebet eine wohltuende Mannigfaltigkeit und Abwechslung auf, und zwar sowohl in den Texten selber wie in deren Vortrag und in der Körperhaltung. Nach einer ähnlichen Abwechslung und Mannigfaltigkeit ist aber auch das Bedürfnis bei den Gläubigen da, die sich an einer Volksandacht beteiligen. Diese Abwechslung und Mannigfaltigkeit weist z. B. jene ältere Form des Rosenkranzgebetes auf, die sich als «Großes Gebet der Eidgenossen» in der Innerschweiz großer Beliebtheit erfreute und sich da und dort bis auf den heutigen Tag erhalten hat [3]. Beginnend mit der Schöpfung und schließend mit der Erlösung, stellt der Vorbeter über die verschiedenen Geheimnisse der Heilsgeschichte eine kurze Betrachtung an und läßt darauf die Gemeinde drei, fünf oder sieben «Vaterunser» oder «Ave» beten, bald sitzend, bald stehend, bald kniend, selbst mit ausgebreiteten Armen, eine Gebetsweise, die sich für sog. Gebetsstunden sehr gut eignet und bessere Früchte zeitigen dürfte, als wenn ein Rosenkranz um den andern mechanisch «heruntergeleiert» wird. Bereits weisen auch schon verschiedene neuere Volksandachten einen Wechsel in den Lesungen, Versen und Antworten, Gebeten und Liedstrophen auf, und die Teilnehmer freuen sich sichtlich, daß sie dabei etwas zu denken und zu tun haben, da doch die eigentliche Mitfeier der kirchlichen Liturgie ihnen heute noch nur in sehr geringem Ausmaße möglich ist.

Die kirchliche Liturgie, zumal im Stundengebet der lateinischen Kirche, ist vorherrschend biblisch eingestellt. Die Lehrstücke und die meisten Gesangstexte der Meßformularien sind der Heiligen Schrift entnommen, und, abgesehen von den Hymnen, Antiphonen, Absolutionen und Benedictionen und den Orationen, bietet das Divinum Officium teils die heutige, teils eine frühere Textform der lateinischen Bibel. Wenn nun das Wort Gottes lebendig, wirksam und schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert und bis zur Scheidung von Geist und Seele, von Gelenk und Mark dringt (Hebr. 4, 12); wenn das Psalmenbuch Gebetstexte für die verschiedensten Stimmungen und Anliegen der Seele enthält; wenn alles, was in den heiligen Büchern geschrieben ist, zu unserer Belehrung geschrieben wurde, damit wir durch die Geduld und den Trost der Schriften die Hoffnung bewahrten (Röm. 15, 4): So ist nicht einzusehen, warum das Schriftwort in der Privat- und Volksandacht nicht noch mehr als bisher benützt werden könnte und sollte, zumal da der liturgischen Bewegung auch eine sogenannte Bibelbewegung zur Seite geht, die sich bemüht, das christliche Volk mehr mit den Heiligen Schriften vertraut zu machen. Bereits wird da und dort die Maiandacht biblisch gestaltet, und es wäre nur zu wünschen, daß auch in der Andacht zum Beispiel zum heiligsten Altarssakrament, zum Herzen Jesu, die Heilige Schrift mehr verwertet würde: an einschlägigen Stellen fehlt es gewiß nicht.

Die Liturgie der lateinischen Kirche ist endlich durchaus theozentrisch eingestellt. Die alttestamentlichen Gebetstexte, nämlich die Psalmen und die Cantica, die in der Liturgie einen breiten Raum einnehmen, richten sich ausschließlich an Gott, und die Orationen des Missale und des Breviers zumeist an den Vater und nur gelegentlich an Christus. Auf die Festgeheimnisse und die Heiligen, deren Gedächtnis begangen wird, nehmen die Orationen nur Bezug und erwähnen sie als Erhörungsmotiv. Die zahlreichen Muttergottesfeste während des Jahres, allgemeine und lokale, mit oder ohne Oktav, bezeugen unverkennbar, daß wir in einem marianischen Zeitalter leben, und mit Heiligenfesten ist das kirchliche Kalendarium geradezu angefüllt. Aber direkt angeredet werden die Heiligen, selbst die Gottesmutter, in den Meßformularien, nur in den Gesangstexten, in den kanonischen Tagzeiten nur in den Hymnen, Antiphonen, Responsorien und Versikeln. Selbst das «Ave», das den katholischen Christen so vertraut ist, hat in der Vorbereitung zu den kanonischen Tagzeiten einen bescheidenen Platz. Dasselbe gilt auch von den Gebetstexten des Rituale und des Pontifikale. In der Allerheiligenlitanei, die die Kirche gerne bei hochfeierlichen Anlässen gebraucht, werden wohl die verschiedenen Rangstufen der Engel und Heiligen direkt um ihre Fürbitte angerufen; dann aber wendet sich der Liturge ausschließlich an Gott selber. Diese ausgesprochenen theozentrische Gestaltung der Liturgie ist ein unverkennbarer Wink, daß sich auch das Gebetsleben und die Frömmigkeitspflege der Gläubigen im stillen Kämmerlein, in der Familie und in der Gemeinde direkt auf Gott selber ausrichten sollte. Es ist zwar menschlich durchaus verständlich und war seit alters ein in der Kirche anerkannter Brauch, daß die Gläubigen im Bewußtsein ihrer Armseligkeit und Unwürdigkeit sich vorerst an die wenden, die ihnen irgendwie nahestehen und die durch ihre Stellung bei Gott besonders viel vermögen. Aber alle Heiligen, die Mutter des Herrn nicht ausgenommen, vermögen uns nur durch ihre Fürbitte bei Gott zu helfen, und sie alle, obenan wiederum Maria, haben keinen innigeren Wunsch, als uns zu Gott zu führen, der nicht nur der Urgrund und Urquell alles Guten ist, sondern der als unser Vater geradezu danach verlangt, daß wir, seine Kinder, direkt und nicht nur durch Mittelspersonen mit ihm verkehren. Wie dies geschehen kann, dafür bietet, wie bereits angedeutet wurde, die Allerheiligenlitanei ein unübertroffenes Muster und Vorbild. Die Abneigung und der Widerwille unserer reformierten Mitbürger gegen allen Marienkult und alle Heiligenverehrung, der mindestens teilweise einen ähnlichen Ursprung hat wie ihre Abneigung gegen die Reliquien- und Bilderverehrung, nämlich grobe Mißbräuche im ausgehenden Mittelalter, braucht uns Katholiken in der von der Kirche jeher geübten und empfohlenen Verehrung und Anrufung der Gottesmutter, der Engel und der Heiligen weder stutzig noch irre zu machen; aber darin sind unsere reformierten Mitchristen schon im Rechte, wenn sie betonen, daß wir als Kinder Gottes das Recht haben, direkt mit dem

[3] Das Große Gebet der Eidgenossen von den hl. Geheimnissen der Erschaffung und Erlösung. Neu herausgegeben von P. Ildefons Betschart, OSB. (Verlagsanstalt Waldstatt, Einsiedeln, 1937).

himmlischen Vater und mit unserm Bruder und Mittler, dem Herrn Jesus Christus, zu verkehren und ihm unsere Bitten vorzutragen. Mögen demnach diejenigen, die auf die Gestaltung der Frömmigkeit im katholischen Volk einen bestimmenden Einfluß auszuüben berufen und befähigt sind, ihr möglichstes tun, daß nach dem Vorbild der kirchlichen Liturgie die verschiedenen Frömmigkeitsübungen des Volkes mehr theozentrisch oder wenigstens christozentrisch gestaltet werden.

Ohne Zweifel wird ein nach den genannten Kriterien aufgebautes Frömmigkeitsleben im katholischen Volk nie derartige Blößen zeigen, wie die Vorgänge von Heroldsbach solche weitherum auch in unsern Landen zutage gebracht haben. Dr. P. Theodor Schwegler, OSB., Einsiedeln

Dem Missionssonntag entgegen

Pius' XI. Missionsenzyklika «Rerum Ecclesiae» vom Jahre 1926 konnte heuer bereits ihr silbernes Jubiläum feiern. Kein geringerer als sein Nachfolger Pius XII. hat in einem eigenen Missionsrundschreiben «Evangelii Praecones» vom 2. Juni 1951 ihr das Zeugnis gegeben, daß als herrliche Frucht davon die Verkündigung der Frohbotschaft Christi im kurzen Zeitraum der verflossenen 25 Jahre solche Fortschritte gemacht habe, wie sie die Annalen der katholischen Missionsgeschichte vielleicht nie zu verzeichnen hatten, sowohl im territorialen Umfang wie auch an innerer Kraft. Die Kirche konnte z. B. im Jahre 1926 in 400 Missionsbistümern etwa 15 Millionen Bekenner zählen, heute in 600 bereits 20,8 Millionen Katholiken. Trotz Krieg und Verfolgungen und zahllosen Hemmungen konnte die damalige Zahl von 14 800 Priestern in diesen Missionsbistümern im Verlaufe dieser 25 Jahre auf 26 800 gesteigert werden. Was den Geist und die Methode dieser modernen Missionsarbeit besonders kennzeichnet, ist die hocherfreuliche Tatsache, daß heute 88 Missionsbezirke einheimischen Oberhirten anvertraut sind und daß gegenüber früheren Auffassungen und Methoden fast überall bewußt und absichtlich auf die Heranbildung eines einheimischen Klerus hingearbeitet wird, der in Unterricht, Predigt und Seelsorge begreiflich ganz anders als fremde, der Sprache und Lebensgewohnheiten ungewohnte Missionare unter den eigenen Landsleuten zu wirken vermag. Wenn wir dann weiter hören, daß nicht nur die Zahl der sog. kleinen Seminarien stieg, während die Zahl der Zöglinge sich mehr als verdoppelte, wuchs sie doch von 1770 auf 4300, ja daß die Zahl der Seminaristen in den kleinen und großen Seminarien noch größer, imposanter wäre, wenn mehr Mittel zu deren Erziehung und Unterhalt den Bischöfen zur Verfügung stünden, so darf fest vertraut werden, daß dieser hoffnungsfrohe Anstieg noch weiter anhält, so besonders in Japan, Indien, Afrika, in Südamerika, wenn auch in andern Ländern des Ostens gegenwärtig die Missionen aus politischen Gründen unter einer starken Verfolgungswelle leiden.

Die Gegenwart bietet in mehr als einer Hinsicht trübe Bilder und unerfreuliche Aussichten. Aber der Blick auf den hohen Stand der Missionen erweckt doch Trost und Vertrauen. Nicht umsonst sind die Päpste seit Leo XIII. begeisterte Missionspäpste gewesen. So hat z. B. Benedikt XV. in seinem Rundschreiben «Maximum illud» vom Februar 1919 der künftigen Missionsarbeit nicht nur neue Wege gewiesen, sondern in einer geradezu prophetischen Sicht deren Bedeutung für die Neugestaltung der kommenden Welt klar vorgezeichnet. Von Papst Pius XI. weiß man, daß er kurz vor seinem Tode abreisenden Missionaren seinen Segen für ihre apostolische Tätigkeit spendete und tiefbewegt die Mahnung mitgab: «Geht hinaus, es ist Zeit, es ist höchste Zeit!» Tempo und neuester Umfang der Missionsentwicklung kennzeichnet klar die kürzliche Mitteilung, daß im Laufe der ersten sechs Monate des laufenden Jahres 1951 insgesamt 55 neue Kirchensprengel in den Missionsländern errichtet und 37 neue Missionsobere ernannt wurden.

Kardinal Innitzer hat auf dem IX. Internationalen Akademischen Missionskongreß vom 3.—7. Juli in Wien erklärt, es gehe daher um die Erfüllung des Missionsbefehls Jesu Christi. Viermal habe dabei Christus das kleine und doch so große Wort: «alle» wiederholt und damit den universalen Charakter seiner Sendung betont, die Menschen und Völker aller Zeiten in ihm heimzuführen zum Vater auf den Wegen seiner Wahrheit und Gebote. Unverrückbar stünden diese im Flugsande menschlicher Meinungen und verpflichten alle ohne Unterschied der Farbe und Kultur, Sprache und Geistesverfassung. Dieser Missionsbefehl Christi ergehe daher an alle, auch an uns. Keine Macht der Erde, keine Zeitumstände und Krisen vermöchten den Katholiken von dieser Pflicht zu entbinden.

Die Aufgabe unserer, jetzt lebenden Generation ist daher eine hohe, ja eine ungeheure. Sie lastet auf der Gesamtkirche, auf allen Gläubigen, sie lastet insbesondere auf uns Priestern. Die Frage drängt sich da eigentlich auf: habe ich mich angesichts der jetzigen Lage wirklich bemüht, den Missionsauftrag Christi mit meinen Gegebenheiten und Möglichkeiten ernsthaft zu erfüllen? Wäre ein Mehreres nicht da und dort möglich gewesen? Der Hl. Vater erinnert daran, daß das Rundschreiben Pius' XI. «Rerum Ecclesiae» vor 25 Jahren den gesamten Welt- und Ordensklerus in der damals noch jungen «Unio Cleri pro missionibus» zur methodischen und tatkräftigen Förderung der verschiedenen Missionsbelange vereinen wollte, damit durch deren Missionseifer und Missionsliebe die Kinder im Kindheit-Jesu-Verein, die schulentlassene Jugend im Werke des Apostels Petrus und die Erwachsenen im Werke der Glaubensverbreitung für die Missionsarbeit erfaßt, gebildet, begeistert werden. Es war die ganz klare Absicht, die ganze Kirche in die Missionsarbeit hineinzustellen.

Wie schaut nun die Wirklichkeit aus? Im Bistum Basel ist es der Jura, der den Kindheit-Jesu-Verein und das Werk der Glaubensverbreitung in fast allen Pfarreien regelmäßig durchführt, das Werk des hl. Petrus in einigen Pfarreien kennt, freilich mehr durch private Gaben und Stiftungen dafür aufbringt. Er arbeitet mit sichtlicher Freude und methodisch und daher mit erfreulichem Erfolge für die päpstlichen Missionswerke.

Das Bild wechselt im deutschen Teile des Bistums, der auf seine etwa 370 Pfarreien (in der mir augenblicklich vorliegenden, leider nicht allerneuesten Zählung) immerhin 300 Kindheit-Jesu-Vereine zählt, aber nur noch 188 Vereine der Glaubensverbreitung. Also beinahe die Hälfte unserer Pfarreien kennt das von Pius XI. und XII. dringend empfohlene Missionswerk der Glaubensverbreitung, das die Erwachsenen für die Missionsarbeit interessieren und begeistern will und soll, noch nicht. Mehr als eine Pfarrei, die den päpstlichen Verein der Glaubensverbreitung kennt

und irgendwie arbeiten läßt, scheint das Missionsinteresse ihrer Missionsfreunde eher vorauszusetzen als zu bilden und zu vertiefen.

Die Mitglieder des Kindheit-Jesu-Vereins und auch jene des Vereins der Glaubensverbreitung sollten möglichst jedes Jahr in Gottesdiensten mit Missionspredigten immer tiefer in die Kenntnis der verschiedenen Missionsprobleme eingeführt und zum Gebete für die Missionen angeleitet werden. So wird auch der Eindruck vermieden, die Missionsvereine seien eigentlich nur Sammelvereine. Auch sollten so Helfer und Helferinnen gefunden werden, die dem Priester die lästige Arbeit der Geldsammlung abnehmen, wenn er sich auch eine genaue Kontrolle vorbehalten muß. Damit kann er unter Umständen auch Apostel der Katholischen Aktion für andere Bereiche heranziehen.

Meine Statistik verrät mir auch, daß in den Pfarreien, kleinen und großen, wo der Kindheit-Jesu-Verein blüht, in der Regel auch der Verein der Glaubensverbreitung besteht und gut arbeitet. Daß der Missionar der Heimat der Flamme heiliger Begeisterung bedarf. Nicht umsonst erzählt das Evangelium in allerlei Wendungen von der Begeisterung, mit der das Christentum in die Welt trat und die Welt zu erobern suchte. Hohe, lodernde Begeisterung war es doch, welche die Muttergottes das Magnifikat anstimmen ließ. Begeisterung, heilige, feurige Begeisterung will auch der Heiland, wenn er seine Apostel und Jünger belehrt: «Feuer habe ich auf die Erde gebracht, und was will ich anders, als daß es brenne» (Luk. 12, 49). Daher hat der Pfingststurm bei der Herabkunft des Heiligen Geistes die Männer und Frauen im Abendmahlssaale so gewaltig erfaßt, daß sie in ihrer Begeisterung den Eindruck der Betrunkenheit erwekken konnten. Der hl. Stephanus, der erste Blutzeuge der jungen Kirche, war nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte «voll Gnade und Kraft, voll des Heiligen Geistes», so daß niemand «dem Geiste, der aus ihm sprach, zu widerstehen vermochte». Dieser Sturmwind heiliger Begeisterung, der durch die junge Kirche brauste, hat die Mission der Apostel und Herrenjünger im ungläubigen Judentum und dem sittlich tief gesunkenen Heidentum der damaligen Welt zu ihren staunenswerten Erfolgen geführt.

Gottlob ist diese tiefe, mächtige Begeisterung in der Kirche der Gegenwart noch nicht verschwunden. Wie wäre es dann möglich, daß, trotzdem zwei Weltkriege über zahlreiche Missionsländer und Missionen rasten, schmerzliche Wunden schlugen und furchtbare Verluste an Missionskräften und Missionswerken schufen, die Missionen doch standhielten und da und dort Hoffnung auf neues Wachstum wecken, wie die Kirche es bisher nicht erlebte? Man braucht ja bloß an die Aufklärung und die Französische Revolution des 18. Jahrhunderts zu erinnern, unter deren Schlägen die Missionen zusammenbrachen und jahrzehntelang sich nicht erholten. Wie der Apostel Paulus froh und stolz es von seiner Gemeinde in Philippi rühmte, so kann die Kirche auch von mancher Mission der Gegenwart es dankbar anerkennen: «Gaudium meum et corona mea» (Phil. 4, 1).

Diese heilige Begeisterung lebt und wirkt hoffentlich auch in uns. Das scharfe Wort des indischen Kritikers Mark Sundar Rao, der abendländischen Kirche fehle die ursprüngliche Lebendigkeit, sie sei dem Historismus verfallen, gilt hoffentlich nicht von uns. Drum erwartet der Diözesandirektor der päpstlichen Glaubenswerke in der Diözese Basel immer noch den Eingang aller Jahresbeiträge der Mitglieder der Unio Cleri pro missionibus, damit er ihnen recht bald das hochinteressante Missionsjahrbuch der Schweiz zustellen kann. Nicht minder erwartet er den Beitritt jener Konfratres, die der Unio Cleri bisher noch fernstanden, damit es auch da gelte: ut unum sint.

Jos. Hermann, Kanonikus,
Diözesandirektor der Unio Cleri pro missionibus
der Diözese Basel

Aus der Praxis, für die Praxis

Zu einer Neuerscheinung über Astrologie

Kan. 1399 des CIC. heißt: Ipso iure prohibentur: «7.° Libri, qui cuiusvis generis superstitionem, sortilegia, divinationem, magiam, evocationem spirituum, aliaque id genus docent vel commendant.»

Zu den verbotenen Büchern in diesem Sinne gehören auch Werke, welche die Astrologie lehren und empfehlen. Nun aber lesen wir die Reklame in der illustrierten katholischen Wochenschrift «Sonntag» (vom 23. September 1951): «Was wissen Sie von der Astrologie?» «Lesen Sie die Neuerscheinung von Louis de Wohl: ‚Sterne, Krieg und Frieden'. Astrologische Erfahrung und praktische Anleitung. 328 Seiten, illustriert. Geb. Fr. 16.45. ... In einem interessanten Kapitel ... schildert der Verfasser ... seine Anstrengungen, Hitlers astrologische Kriegspläne zu eruieren. Im zweiten Teil bietet er eine Einführung in die Prinzipien der praktischen Astrologie. und erklärt, was ein rechtes Horoskop ist und zu bedeuten hat. Dabei zeigt er auch, daß die ernsthafte Astrologie der christlichen Weltanschauung durchaus nicht widerspricht. Kaufen Sie das hochinteressante, spannend geschriebene Buch ... Walter-Verlag, Olten.»

Was ist zu dieser Empfehlung zu sagen? Das Buch steht im krassen Widerspruch zum Kirchenrecht, will es doch eine praktische Anleitung zu dieser okkulten Wissenschaft sein und dartun, daß die ernsthafte Astrologie mit der christlichen Weltanschauung durchaus nicht im Widerspruch stehe.

Nachdem ja Louis de Wohl astrologische Vorschauen in die Zeitschrift «Sie und Er» schreibt (wie in Nr. 1 des Jahres 1949: «Was bringt das Neue Jahr?) oder einen sensationellen Artikel: «Die Zukunft des Royal Baby», so kann ja nur das die ernsthafte, der christlichen Weltanschauung nicht widersprechende Astrologie sein.

Heute heißt es den Anfängen wehren. Wir dürfen verraten, daß ein Schüler mit Erstaunen dieses Inserat las und am andern Morgen in die Schule brachte und fragte, ob ein solches Inserat in einer katholischen Zeitschrift nicht ein Skandal sei. Die ganze Klasse war seiner Meinung. Wir hatten mit L. de Wohl schon im Dezember 1947 im «Vaterland» abgerechnet und seither sein «obskures» Treiben verfolgt. Schon hatte mich sein Roman «Licht über Aquino» etwas versöhnt, so zwingt mich dieses neueste Werk des geschäftstüchtigen «Davidstern», gegen dessen astrologischen Propagandafeldzug wieder energisch Stellung zu nehmen.

In dem neutralen Heft vom November 1950 «Das Beste aus Reader's Digest» lesen wir von Fred C. Kelly einen Artikel: «Sagen die Sterne die Wahrheit?» Über dem Titel lesen wir den Leitsatz: «Mit einem alten Aberglauben werden noch immer Millionen an der Nase herumgeführt.» Er schreibt (Seite 46): «Auf der ganzen Welt hat sich in den letzten dreihundert Jahren nicht ein einziger anerkannter Wissenschaftler zu der Behauptung bekannt, daß auch nur der geringste Zusammenhang zwischen den Sternen und dem menschlichen Schicksal besteht. Nein, die Wissenschaft empfindet nur Verachtung dafür, daß in unserer Zeit so viele

einem solchen Nonsens Glauben schenken.» Er weist auf astronomische Entdeckungen hin, welche auch die Leichtgläubigsten überzeugen dürften, daß die «Astrologen Scharlatane sind». Professor Schlesinger fragte die Zeitungen, welche den Leuten derartiges Zeug servierten, an, wie sie, die Hüter der Wahrheit, bewußt dem Aberglauben Tür und Tor öffnen können? Die Frage dürften wir auch dem Verlage stellen. Wir aber möchten nicht schweigen, und verweisen vorderhand auf die solide Schrift von Philipp Schmidt, SJ.: «Sind die Sterne Schicksalskünder?» (1934 Kevelaer), wo auch der Aufruf des erzbischöflichen Generalsekretariates von Köln zitiert wird, das den Klerus auf die Gefahr der astrologischen Bewegung aufmerksam macht (die übrigens mit der Hitlerei im Zusammenhang steht): «Das gewaltige Anschwellen der im Dienste der Astrologie stehenden Literaratur ... und die ... marktschreierische wie skrupellose Reklame, durch die man auch mit dieser Verirrung menschlichen Geistes Geschäfte zu machen sucht, gestatten uns nicht länger, dem verderblichen Treiben tatenlos zuzusehen ...» Schon die Hl. Schrift warnt davor: «Es soll unter euch keiner befunden werden, der die Wahrsager fragt und auf Träume und Vorbedeutungen achtet; denn solches ist dem Herrn ein Greuel.» (5. Mos. 18, 10.) So rechtfertigt sich auch der einleitend zitierte Kanon. Wir erwähnen hier auch den Artikel von J. Seiler, SMB.: Die Astrologie (Eine kurze Orientierung für den Seelsorger). Georg Staffelbach

Kirchenchronik

Hundert-Jahr-Feier des Kapuzinerinnenklosters «Maria Hilf» auf dem Gubel

Am 8. September feierte das Kapuzinerinnenkloster auf dem Gubel in würdiger Weise seinen hundertjährigen Bestand. Schon am Vorabend versammelte sich betendes, gläubiges Volk in der Pfarrkirche Menzingen, wo Dr. J. Meier, Luzern, das Kanzelwort sprach. Während der ganzen Nacht nahmen die Gemeinden am Fuße des Gubels teil an der nächtlichen Anbetung in der Klosterkirche und vereinigten so ihr Gebet mit der «Ewigen Anbetung» der Gubelschwestern.

Im Mittelpunkt des vormittäglichen Geschehens stand das Pontifikalamt, gefeiert vom Diözesanbischof Franzikus von Streng auf dem Festaltar im Freien, der sinnvoll von drei großen Tannen, den Wappenbäumen der Gemeinde Menzingen, überragt war.

Se. Gnaden Abt Dr. Benno Gut von Maria-Einsiedeln überbrachte in der Festpredigt die Grüße der «Schwarzen Madonna» von Einsiedeln, des Klosters, das durch den Sieg auf dem Gubel in seinem Bestand gerettet wurde, und der verstorbenen Zuger Äbte, die mit dem Gubel stets eng verbunden waren. Dann zeigte er in bewegten Worten auf, was «Maria Hilf» dem Kloster, dem Glauben und dem Weltfrieden in diesen hundert verflossenen Jahren bedeutete und munterte, zu den Schwestern hingewendet, diese auf, im zweiten Jahrhundert nicht allein um die Erhaltung im Glauben, sondern besonders auch um die Wiedervereinigung der im Glauben getrennten Brüder und Schwestern zu beten.

Zur großen Festversammlung am Nachmittag waren an die 5000 Zuger und Zugerinnen um den Festaltar geschart. Der Ortspfarrer von Menzingen begrüßte die Gäste: Gruß und Dank an die Vertreter der weltlichen und geistlichen Behörden, an die Gäste und Vereine, an die vielen Helfer, an das betende Volk.

Bundesrat Dr. Philipp Etter, Bürger von Menzingen, erinnerte in seiner Festansprache an den Sieg der Waffen; doch heute gelte es zu danken für den Sieg des Geistes. Der kleine Kanton Zug darf es sich zur bleibenden Ehre anrechnen, nie Hand gelegt zu haben an kirchliches Gut. Er pries das Kloster als Burg des Geistes, wo geistige Güter über den materiellen stehen; als Burg der Freiheit, wo selbstgewählter Verzicht auf äußere Freiheit eine ungeahnte innere Freiheit schafft; als Burg des christlichen Familiengedankens, wo freiwilliger Verzicht auf die Ehe den Segen auf die Familien herabzieht. Die mit vielen persönlichen Erinnerungen gewürzte Festrede hinterließ einen nachhaltigen Eindruck.

Zu Beginn der Festansprache entbot Diözesanbischof Franziskus von Streng den Dank der wohlehrwürdigen Frau Mutter Sr. Mathilde Mettauer. Nach einem geschichtlichen Überblick über die Gründung hob der bischöfliche Redner die vorbildliche, klösterliche Haltung der Gubelschwestern hervor. Aufgabe des Klosters war von Anfang an Beten und Büßen. Die Ewige Anbetung für die Erhaltung des Glaubens und die Einigkeit unter den Eidgenossen wurde nie unterbrochen. Es soll auch in der Familie stets gebetet werden. Eine Familie, die betet, hält zusammen! Der Bußgeist, der von jeher im Kloster heimisch war und anfänglich zu etwas übertriebenen Bußübungen führte, ist bis heute erhalten geblieben und möge von den Gläubigen nachgeahmt werden. In dieser Bußgesinnung soll man auch die alltäglichen Mühen und Sorgen ertragen. Beten und büßen bringt Frieden und Gottes Segen.

Den eucharistischen Segen spendete Mgr. Stephan Hász, Titularbischof von Sura, ehemals Armeebischof von Ungarn. Der Festtag, der vorzüglich organisiert war, klang aus in einem frohen «Großer Gott, wir loben Dich». RA.

XVI. Kantonale Erziehungstagung in Luzern

Mittwoch und Donnerstag, den 10. und 11. Oktober 1951
im Großratssaale (Regierungsgebäude), zu Luzern

Johann-Michael-Sailer-Gedenkfeier, 17. November 1751 bis 17. November 1951.

Eröffnungswort: Hr. Prof. Dr. W. Fischli, Rektor des Gymnasiums und Lyzeums, Luzern.

Mittwoch, den 10. Oktober

1. J. M. Sailer in seinem Leben und Wirken (Hr. Universitätsprofessor Dr. E. Montalta, Freiburg). 2. J. M. Sailer und die Aufklärung (H.H. Dr. theol. et phil. E. Spieß, Brig). 3. J. M. Sailer als Lehrer (Mgr. Prof. Dr. Alb. Mühlebach, Luzern). 4. J. M. Sailers Erziehungsgrundsätze (Frl. Universitätsprofessorin Dr. L. Dupraz, Freiburg).

Donnerstag, den 11. Oktober

5. «Die Religion ist das Leben aller Tugenden und die Seele aller Sittlichkeit» (H.H. Dr. P. K. Lusser, Superior, Altdorf). 6. J. M. Sailer und das Leid (Ehrw. Sr. Ethelred Steinacher, lic. phil., Theresianum, Ingenbohl). 7. J. M. Sailer und der Andersdenkende (H.H. Domherr A. Lussi, bischöflicher Kommissar, Kerns). 8. J. M. Sailer und die Luzerner Schüler (H. H. Dr. J. Sigrist, Direktor, Rathausen).

Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

Präsideswechsel im Schweizerischen Katholischen Turnverband

Wir geben dem hochwürdigen Klerus bekannt, daß im Laufe dieses Jahres der hochwürdige Herr Pfarrer Alois Juchli in Zufikon (AG) das Amt eines Zentralpräses unseres Schweiz. Katholischen Turn- und Sportverbandes und der hochwürdige Herr Kaplan Theodor Schärli in Hochdorf des Amt eines Zentralpräses unseres Schweiz. Verbandes katholischer Turnerinnen übernommen haben. Wir danken beiden hochwürdigen Mitbrüdern.

Dem zurückgetretenen Zentralpräses, der lange Jahre beiden Organisationen vorstand, dem hochw. Herrn Pfarrer Johann Iten in Neuenhof, sprechen wir den aufrichtigen Dank aus. Sein Verdienst ist es, allezeit für die Innehaltung der christlichen Grundsätze auf dem Gebiete der Körperkultur, des Turnens und und Sportes gesorgt zu haben. So hat der Turnerinnenverband auch stets treu an den von den hochwürdigsten Bischöfen vorgezeigten Linien festgehalten, was den weitmaschigen Anschauungen anderer Verbände gegenüber nicht immer leicht war. Er fand dabei immer die mutige Unterstützung des Vorstandes und dessen wackerer Präsidentin. Die katholischen Turner und Turnerinnen sind ihm dankbar für die gehaltenen Blidungskurse

und Exerzitien. Während er das Technische ruhig den bewährten Laienkräften überlassen konnte, hat er sich bemüht, im Rahmen des Gegebenen das religiöse Denken und Handeln zu fördern. Unsere Turn- und Sportvereine sind keine religiösen Vereine, aber es sind Pfarreivereine, die wissen, daß sie mittelbar auch der Seelsorge dienen, sich dem Pfarrer bzw. Präses unterstellen, der in religiös-sittlichen Belangen bei der Organisation von Veranstaltungen und Festen Entscheide zu geben hat. Unter der Leitung des hochw. Herrn Pfarrer Iten sind beide Verbände, der Turn- und Sportverband mit seinen Jugend- und Männerriegen, gewachsen und erstarkt. Eine wertvolle Arbeit war die Durchführung des militärischen Vorunterrichtes. H.H. Pfarrer Iten konnte sich an schönen Erfolgen, nicht zuletzt an den groß durchgeführten Turn- und Sportfesten erfreuen, aber auch an der treuen Mitarbeit vieler leitender Persönlichkeiten unter Klerus und Laien. Turner, Turnerinnen und Spörtler, die katholische Jugend bewahren dem scheidenden Präses ein dankbares Andenken.

Solothurn, den 28. September 1951.

† Franziskus,
Bischof von Basel und Lugano

Status Cleri

Die hochwürdigen Herren Dekane und die hochwürdigen Herren Obern der religiösen Orden und Gemeinschaften werden ersucht, unverzüglich ihre Angaben für den Status Cleri einzusenden an die

Bischöfliche Kanzlei Solothurn

Solothurn, den 29. September 1951.

Aargauisches katholisches Studentenpatronat

Studenten, die sich um ein Stipendium vom aargauischen Studentenpatronat, und Theologen, die sich um ein solches aus dem Theologenfonds des Kathol. Volksvereins bewerben, mögen sich bis 15. Dezember an den Unterzeichneten wenden. Den Anmeldungen ist eine beglaubigte Abschrift des letzten Studienzeugnisses beizulegen. Neue Bewerber haben überdies einen amtlichen Vermögensausweis ihrer Eltern beizufügen.

Stetten, den 1. Oktober 1951. Fr. Suter, Pfr.

Kirchenvorfenster

bewährte **Eisen**konstruktion, erstellt die langjährige Spezialfirma

Johann Schlumpf AG., Steinhausen
mech. Werkstätte

Verlangen Sie bitte unverbindlichen Besuch mit Beratung und Offerte
Telephon 41068

Wichtige Neuauflage

Moßhamer Ottilie: Werkbuch der katholischen Mädchenbildung. In 2 Bänden (früher 3 Bände). **Bd. I: Leben in der Zeit.** 6., ergänzte Auflage (22./27. Tsd.) 1951. 327 Seiten, mit Namen- und Quellenverzeichnis sowie Sachregister. Hln. **Fr. 14.20**

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

CHRISTOPHORUS

Wöchentlich erscheinendes Pfarrblatt — ausgezeichnet redigiert — für jede Diözese Spezialausgabe mit eigener Redaktion — 4. Seite zur Verfügung der Pfarrherren — vorteilhafter Preis. Verlangen Sie Auskunft und Probenummern. **W. Bloch, Buchdruckerei und Verlag, Arlesheim.**

Kirchentpicher

LINSI Luzern beim Bahnhof

Tochter, gesetzten Alters, die schon in geistlichem Hause tätig war, **sucht Stelle** als

Haushälterin

zu geistlichem Herrn. — Offerten unter 2525 sind zu richten an die Expedition der KZ., Luzern.

Wegen Ausreise zu verkaufen:

Vespa, Kirchenväter (84 Bände), **Lexikon** von Theologie u. Kirche, **Liber Sacramentorum, Büchergestelle** (m. Glas), **Registerschrank** für Kartei, **Vervielfältigungsmaschine.** — Anfragen unter 2524 an die Expedition der KZ.

Das **ST.-JOSEFS-HAUS** in **ENGELBERG**

ladet freundlichst zu **Herbstferien** ein!

Bitte verlangen Sie Prospekte! Telephon Nr. 741379

Empfehlung

Pfarrämter, inländ. Missionsstationen, kath. Institutionen jeglicher Art, die zu irgendeinem Zwecke gute und reichhaltige Adressen brauchen, können solche zu billigster Berechnung haben. Auf Wunsch komme ich auch ins Haus. Eventuell käme auch bleibende Stelle in Frage. Offerten erbeten an **Frl. Rosine Mittner,** z. Z. Untergrundstr. 8, **Olten**

Tochter

aus gutem Hause, wünscht als zweite Hilfe in ein katholisches Pfarrhaus einzutreten, wenn möglich sofort.

Offerten unter Chiffre 2522 an die Expedition der KZ.

Günstig **zu verkaufen** eine schmucke

Barockkanzel

weil zu groß.

Pfarramt Grindel (SO), **Telefon (061) 7 91 68.**

Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma

Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

Priesterkleider Mäntel

im Spezialgeschäft

Roos Luzern

b. Bahnhof, Frankenstr. 2
Telefon (041) 2 03 88

Tochter, gegen Ende der Dreißigerjahre, schon 1 Jahr in geistlichem Hause tätig gewesen, **sucht** neuen **Wirkungskreis** als selbständige

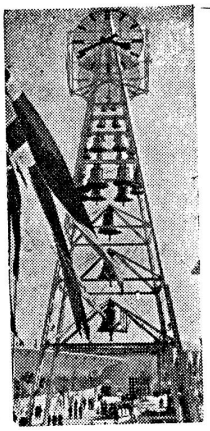
Haushälterin

zu geistlichem Herrn. Würde nebenbei auch schriftliche Arbeiten besorgen. Eintritt könnte bald geschehen. — Adresse unter 2523 bei der Expedition der KZ.

Heimvorsteherin

mit 20 Jahren Erfahrung **sucht** infolge Heimumgestaltung sich irgendeinem **guten Werke zu widmen** oder **anzuschließen.** Sehr gute Referenzen, spricht Deutsch und Französisch.

Adresse: **A. Bieri, Collège 2, Vevey.**



Glockengießerei
H. Rüetschi AG., Aarau

Kirchengeläute
Neuanlagen und Erweiterungen
Umguß gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Glockenturm
Schweiz. Landesausstellung
Zürich 1939

SOUTANEN

in Konfektion für jede Größe, aus erstklassigem, reinwollenem Strapazierstoff, ab Fr. **195.—** inkl. Wust

Spezialabteilung für Priesterbekleidung bei

GRAENICHER & CO.

Weggisgasse 36—38, Luzern

Kirchenfenster *und*
Vorfenster *zu bestehenden Fenstern*

in Eisen und Metall durch die Spezialfirma

MEYER-BURRI & Cie. AG.

Kassen- und Eisenbau - **LUZERN** - *Vonmattstr. 20 Tel. 21874*

Heizöl

jederzeit seriöse Beratung
stets beste Qualität
immer günstige Bedingungen

CARL DUDLER
Flüssige Brennstoffe
ST. GALLEN
Hauptpostfach Telephon 071/96175

Vertrauensmann für Wirtschaftsfragen
im Schweiz. Kathol. Anstaltenverband

Telephon (033) 2 29 64

Fabrikation von Präzisions-Turmuhren modernster Konstruktion
Umbauten in elektroautomatischen Gewichtsaufzug
Zifferblätter, Zeiger

Revisionen und Reparaturen aller Systeme
Qualität Garantie Preis

Für Abschlussklassen und Realschulen
die ausgezeichnete und billige

Kleine Kirchengeschichte

von Pfr. Ernst Benz
Buchschmuck von A. Bächtiger
Einzelpreis Fr. 1.—, ab 10 Stück Fr. —.95

Bestellung direkt an Selbstverlag
Josef Benz, Lehrer, Marbach (SG)

PARAMENTE

FRAEFEL v. CO.
ST. GALLEN TEL. 27891

PALÄSTINA

Die Landschaft in Karten und Bildern
von P. ROBERT KOEPPEL, SJ.
174 Seiten. Broschiert Fr. 14.15.

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern